

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 25 (1935)

**Heft:** 22

**Artikel:** Als Frau im Himalaya

**Autor:** Dyhrenfurth, Hettie

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-642416>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 26.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Komposition zuzuwenden, und dadurch wurden uns so unendlich viele köstliche, unvergängliche Musikwerke geschenkt.

In diesen Jahren war am Künstlerhimmel ein neuer Stern aufgegangen, ein Wunderkind, und zwar diesmal ein Mädchen, das sogar den greisen Goethe, der sonst kein Freund der Wunderkinder war, entzückte. Das Mädchen hieß Klara Wied und war die neunjährige Tochter von Roberts Klavierlehrer Wied. Mit ihrem Vater unternahm sie weite Konzertreisen über Dresden, Weimar, Kassel, Frankfurt und Paris und erntete überall stürmische Erfolge. In Weimar trug der Herr geheime Rat von Goethe das Stuhlkissen eigenhändig für sie herbei und schenkte ihr zum Abschied sein Brustbild-Medaillon mit der Widmung: Der geistreichen Klara Wied! — Wenn das ein Goethe von einem zehnjährigen Kinde sagte, mußte dies Mädchen wohl von außergewöhnlichen Gaben gewesen sein, und auch andere berühmte Männer wie Mendelssohn, Alexander von Humboldt und Chopin waren von der kleinen Klara Wied hingerissen. — Ist es da ein Wunder, daß solch empfängliches Gemüt wie das eines Robert Schumann, von dem jungen Gesäßköpfchen, als es zur Jungfrau erblüht war, bezaubert wurde. Erst spann sich zwischen Robert und Klara ein geschwisterliches Verhältnis. Sie musizierten zusammen, denn Klara führte die Kompositionen Schumanns auf, täglich wanderten sie zwei bis drei Stunden in Leipzigs Umgebung durch Wald und Flur, bis sich die beiden jungen Menschen klar waren, daß sie für immer zusammengehörten, aber Vater Wied, sonst dem jungen Schumann sehr gewogen, hatte mit seiner als Klaviervirtuosin weltberühmten Tochter höhere Pläne, als sie einem noch wenig bekannten Komponisten zur Frau zu geben. Er wies Roberts Werbung rundweg ab und verlegte seinen Wohnsitz nach Breslau. Nun war Roberts heißestes Streben, sich einen Namen zu schaffen und sich der Geliebten würdig zu zeigen. Er baute die von ihm gegründete Musikzeitung weiter aus, er arbeitete unermüdlich, erntete auch viel Erfolg und Beifall, ja, die Universität daß sie für immer zusammengehörten. Aber Vater Wied, blieb unerbittlich, und so mußten sich die beiden schließlich, weil sie sich so fest und treu liebten und nicht voneinander lassen konnten, die Heiratserlaubnis gerichtlich erzwingen, da Klara unterdessen großjährig geworden war, aber nach den damaligen Gesetzen doch noch die Erlaubnis des Vaters brauchte. Im September 1840 ließen sie sich in aller Stille in Schönefeld, einem Dorfe bei Leipzig, trauen, und kein Geringerer als der große Franz Liszt, der Schumann sehr verehrte, hat zur Trauung der beiden köstliche Worte gesprochen.

Und nun begann in dem Leben der beiden endlich Vereinten eine köstliche Zeit. In dem kleinen gemieteten Sommerhäuschen hatten sie ihr beiderdeines Heim eingerichtet, das Klara scherhaft „Die Hütte des Glücks“ nannte, und hier entstanden im nächsten Jahre die köstlichsten Perlen von Robert Schumanns Kunst. Frau Klara erzählt selbst darüber in ihren Erinnerungen: Im nächsten Frühjahr saßen wir eines Morgens im Gärtnchen am Frühstückstisch. Robert, sonst still und in sich gefehrt, war heute ganz ausgelassen vor Glück und Freude, denn ein wunderschöner Tag fündigte sich an, die Sonne strahlte hell und warm und die ersten Bienen summten an uns vorüber, von ferne lang schwach das Trillern einer Lerche und die wenigen Blumen, die das Gärtnchen schmückten, leuchteten bunt aus dem Grün. Blößlich fiel mir ein Gedichtlein ein, das ich kürzlich gelesen hatte, und weil es mir so gefallen hatte, habe ich es mir gemerkt. Das sagte ich jetzt meinem Pünktchen. (Punkt oder Pünktchen war der Rosenamen Roberts von seiner Kindheit her. Seine Mutter hatte den allzeit fröhlichen Knaben getauft: Unser lichter Punkt im Leben! und so war Punkt oder Pünktchen sein Rosenamen geblieben und auch von seiner Braut und Frau übernommen worden.) Robert war geradezu entzückt von dem Liede und bat, ich

solle es noch einmal und dann noch einmal sagen, ich tat es gern. Das Verschen hieß: So sei gegrüßt viel tausendmal, holder, holder Frühling! Willkommen hier in unserm Tal, holder, holder Frühling! Holder Frühling überall, grüßen wir dich froh mit Sang und Schall, mit Sang und Schall!

— Da sprang Robert auf, zog mich an der Hand mit in das Zimmer, in welchem das Klavier stand, setzte sich, probierte ein wenig, und nachdem er sich eingespielt hatte, floß ihm die Melodie zu dem Frühlingsliede, das von Hoffmann von Fallersleben stammte, nur so zu.“

So wurde eines unserer schönsten Frühlingslieder geboren, ja, eines unserer schönsten im Volkstone gehaltenen Lieder überhaupt. Wo gäbe es einen Gesangverein, wo gäbe es eine Schulklasse in deutschen Landen und deutscher Zunge, welche noch nicht dies Liedlein gesungen hätten, diese köstliche Gabe, die schon allein genügen würde, Schumanns Name für immer zu erhalten.

Und wer einmal recht trüber Stimmung ist, der mag sich dies Lied vorzumachen oder singen, es wird ihm heiter werden im Gemüt! Versuche es nur jeder einmal!

## Als Frau im Himalaya.

Von Hettie Dyhrenfurth.

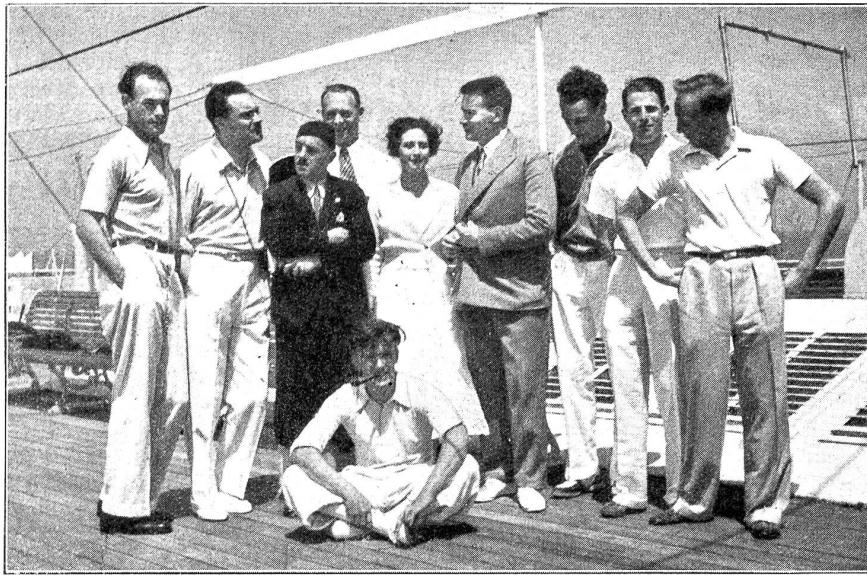
Als mich unser junger Kameramann Hans Ertl, München, kennen lernte, meinte er trocken und liebenswürdig: „Sie wollen mit auf die Expedition? Meiner Meinung nach ist es ein Blödsinn, Frauen auf solche Unternehmungen mitzunehmen.“ Er hatte vollkommen recht, denn auch die beste Alpinistin wird nie das leisten, was ein guter Bergsteiger kann. Ganz besonders im Himalaya. Dort handelt es sich ja nicht nur um bergsteigerisches Können, sondern vor allem um körperliche Höchstleistungen. Der beste Bergsteiger kann dort versagen, wenn sein Körper nicht imstande ist, sich an die große Höhe und die veränderten Lebensbedingungen zu gewöhnen. Wenn ich also an den Himalaya-Expeditionen meines Mannes teilnehme, so bin ich mir vollkommen bewußt, daß ich sportlich keinerlei Hilfe, höchstens ein Hemmschuh bin. Meine Aufgaben liegen auf ganz anderen Gebieten.

Wenn der Laie von einer Himalaya-Expedition hört, so hat er eine dunkle Vorstellung von einem großartigen, gefährlichen Abenteuer. Was außerdem — im Stadium der Vorbereitungen — für Energie, Kopfzerbrechen und Arbeit, wirklich eiserne, monatelange Arbeit dazu gehört, bis eine solche Expedition endlich startbereit ist, davon ahnt niemand etwas, der es nicht selbst mitgemacht hat.

Das Ullerschwierigste ist stets die Finanzierung. Es gab für uns nur eine Möglichkeit — der Film. 1930 hatten wir auf unserer ersten Expedition einen reinen Kulturfilm gedreht, diesmal wollten wir einen richtigen großen Spielfilm schaffen, einen Film, dessen Handlung eng verknüpft ist mit der Mystik tibetanischer Bergklöster und der großartigsten Hochgebirgslandschaft der Welt.

Die Filmverträge wurden erst am 23. März unterzeichnet. Theoretisch war schon alles längst bis ins Letzte durchdacht und vorbereitet, wie bei einem Generalstabsplan. Alle Bestellungen für die persönliche Ausrüstung der Teilnehmer, allgemeine Expeditionsausrüstung, Verproviantierung usw. — kurz die gesamte praktische Vorarbeit konnte aber erst jetzt in Gang gesetzt werden. Der größte Teil des Gewäts mußte aber bereits am 4. April per Fracht von Zürich abgehen. Wir haben also buchstäblich Tag und Nacht gearbeitet und in diesem Stadium der Expedition bereits einen Weltrekord aufgestellt: Die Ausrüstung einer großen Himalaya-Expedition innerhalb 14 Tagen.

Was Packen anbelangt, bin ich ja an Rummel gewohnt, aber diesmal war es wirklich etwas arg. Von Karfreitag



Auf dem Conte Verde. Von links nach rechts: Rudens, Diessl, Ghiglione, Dr. Winzeler, Frau Dyhrenfurth, Prof. Dyhrenfurth, Ertl, Belaieff, sitzend Höcht. (Phot. Sandau)

morgens bis nächsten Mittwoch abends habe ich rastlos Lebensmittel gepackt, 198 Kisten, jede eine Trägerlast von 25 Kilogramm. Der Inhalt wurde in Listen eingetragen, damit man unterwegs immer wußte, was in jeder einzelnen Kiste zu finden war.

Den verschiedenen Aufgaben entsprechend teilte sich die Expedition in 2 Gruppen. Eine Bergsteiger- und eine Filmgruppe. Wir waren 13 Personen im ganzen, alle zusammen waren wir in den 4 Monaten aber nur 2 Tage. Demgemäß mußte ich auch ganz verschiedene Nahrungsmittellisten packen, Marschkisten, Standlagerkisten und Hochlagerkisten. Auf die Erfahrungen der englischen Everest-Expeditionen und der unserigen 1930 gestützt, hatte ich auf die Hochlagerkisten besondere Sorgfalt verwendet, denn jeder, der von Himalaya-Expeditionen eine Ahnung hat, weiß, wie alles darauf ankommt, in großer Höhe bei Appetit zu bleiben. Das Beste schmeckt dort oben meist fade, und über 7000 Meter muß man sich zu allem zwingen.

Am 13. Mai starteten wir von Srinagar, der Hauptstadt von Kaschmir, zunächst durch das liebliche Sintdal reitend, die Berge erinnern an die Alpen. Unser erstes großes Hindernis war der Zoji La, ein 3500 Meter hoher, noch im Winterschnee begrabener Pass, dessen Überquerung mit der ganzen Karawane von 400 Mann bei Nacht unternommen werden mußte, da die Schluchten lawinengefährlich sind. Wer den morgendlichen Aufbruch einer großen Karawane im Himalaya zum erstenmal mitmachte, wird von dem unbeschreiblichen Tumult fast überwältigt. Mit wildem Kriegsgeschrei suchen sich die Kulis des Gepäcks zu bemächtigen, jeder will die leichteste Last haben, einer sucht sie dem anderen zu entreißen. Unsere uns treu ergebenen persönlichen Dienner kämpften wie die Löwen, um das Gepäck zu verteidigen, schließlich stellte ich mich selbst auf 2 Kisten, hätte aber beinahe ein unrühmliches Ende genommen, da die Leute in ihrem Eifer versuchten, mir die Kisten unter den Füßen wegzu ziehen. Diese Szenen spielten sich jeden Tag ab, schließlich gewöhnt man sich daran, wie an das tägliche Auszählen am Abend. In jedem Dorf müssen neue Träger angeworben werden, die morgens eine numerierte Blechmarke, und abends beim Vorweisen der Last und der Marke ihren Lohn bekommen.

3 Wochen lang konnten wir reiten, dann ging es nur noch zu Fuß weiter. Für Abwechslung sorgten die zu überquerenden Flüsse. Das Durchwaten ist nur bei niedrigem

Wasserstand möglich und dann auch nur für Kenner. Man muß schon ziemlich fest auf seinen — in dem Eiswasser rasch erstarrenden Beinen stehen, um nicht fortgerissen zu werden. Hier zeigte es sich mal von Vorteil, Frau zu sein, denn die Träger rissen sich darum, die Memsaib (so heißt die weiße Frau in Indien) durchzutragen. Dann fährt man auf Flößen, die von aufgeblasenen Ziegenbälgen getragen werden, im Höllentempo durch die reißende Strömung. Zunächst ein eigenartiges Gefühl, wenn man aber sieht, mit welcher Sicherheit die Ruderer das Flöß mit Stangen an den Klippen vorbei steuern, macht einem die Fahrt nachher große Freude. Sehr unerfreulich sind dagegen die berühmten Hängebrücken von Kaschmir, von denen man sich erst eine richtige Vorstellung machen kann, wenn man genötigt ist, sie zu betreten. Zirka 15 Meter hoch über dem wilden Braloh spannt sich eine Brücke aus Weidenruten. Der Gehsteig, ein Geflecht von 4 Seilen, lose mit dem Geländer, das zu beiden Seiten in Schulterhöhe läuft, verbunden. Eine Verbindung zwischen beiden ist nur alle paar Meter, sodaß man dazwischen die reizvollsten Tiefblicke auf den Fluß hat. Vorsichtig muß man nun hinüber balancieren, dabei aber ängstlich vermeiden, daran zu denken, wann wohl die letzte Brückencommission die Brücke geprüft haben mag.

Auf dem Schiff und auf dem ganzen Anmarsch lernte ich Hindustani, die am meisten verbreitete Sprache in Indien, mit der man eigentlich überall durchkommt. Es ist sehr wichtig, sich mit den Trägern verständigen zu können, eigentlich sollte sich jeder Europäer bemühen, wenigstens Hauptworte und Verben sich einzuprägen. Aber leider sind die Herren der Schöpfung dazu meist nicht zu bringen. Selbstverständlich lernte ich nicht fließend sprechen, aber ich konnte immer ausdrücken, was ich wollte. Die Träger haben eine kindliche Freude daran, wenn man versucht, ihre Sprache zu sprechen und amüsieren sich tödlisch über jeden Fehler. Abends ließ ich mir immer die Intelligenteren zum Zelt kommen, um die Balti-Sprache zu lernen. Es ist ein eigener Dialekt, der mich nur vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt interessierte. Es ist eine bis jetzt noch kaum bekannte Sprache, Grammatik existiert überhaupt nicht, ich gab mir daher redliche Mühe, eine Grammatik zusammenzustellen.

Dann arbeitete ich ethnographisch für das Anthropologische Institut in Zürich, eine nicht sehr angenehme Beschäftigung. Ich sollte nämlich Hand- und Fußabdrücke nehmen. Aber bis ich die Leute dazu brachte, sich vorher Hände und Füße zu waschen, vergingen manchmal Stunden. Als ich unserem Koch mal riet, sich doch die Hände zu waschen, meinte er lakonisch: „Das nützt gar nichts, sie werden doch gleich wieder schmutzig.“ Das Kochen habe ich lieber unseren verschiedenen Köchen überlassen, denn man muß schon ein ganzes Leben an das Kochen am offenen Feuer gewöhnt sein, sonst bekommt man sofort Erstdungsanfälle und die Augen tränken vom beizenden Rauch. Und das Menu ist leider auch vorgeschrrieben, in den Dörfern gibt es Eier, Hühner und manchmal frisches Gemüse, aber in der Gletscherregion ist man ja nur auf die mitgebrachte Konservennahrung angewiesen. Askole, 3000 Meter hoch, war das letzte Dorf, hier mußten 400 neue Träger angeworben werden, die mit uns bis zum Standlager auf dem Baltoro-Gletscher gingen. 6 Wochen nach unserem Aufbruch von Srinagar konnten wir endlich in 4900 Meter Höhe (höher als der Montblanc) das Basislager einrichten. In-

zwischen war die Filmgruppe nachgekommen und mit ihr die zweite Frau der Expedition, Zarmila Marton, die mit Gustav Diehl in unserem Film „Der Dämon des Himalaya“ spielt. Immer vergnügt hatte sie die Strapazen des Anmarsches sehr gut ausgehalten und sich überdies noch als Krankenpflegerin verdient gemacht. Einer der Bergsteiger und der Expeditionsarzt waren unterwegs an einer merkwürdigen Infektion erkrankt, und sie hat sie eifrig und sachverständig gepflegt.

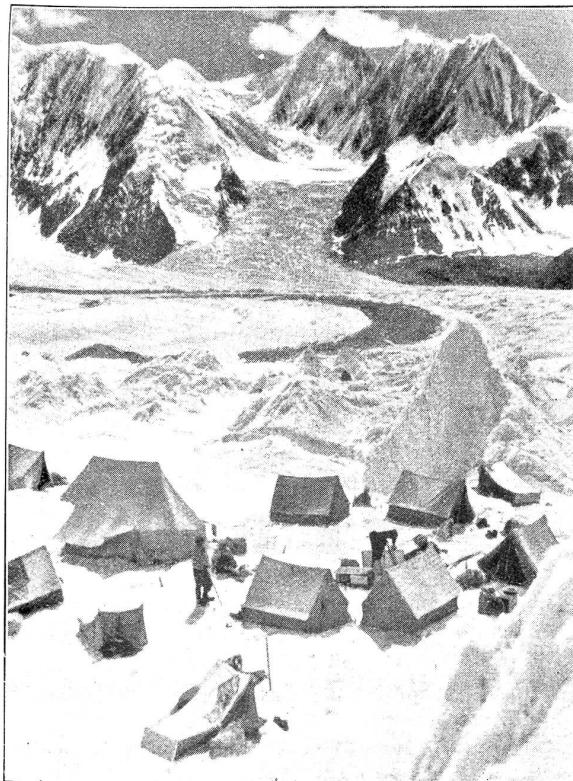
Die Bergsteiger hatten ihr Standlager auf dem Conway-Sattel in 6250 Meter Höhe bezogen, von dort aus sollten die verschiedenen Sieben-tauender angegriffen werden. Von den Schwierigkeiten da oben kann sich niemand eine Vorstellung machen, der es nicht miterlebt hat. Mit 400 Trägern waren wir von Askole losgezogen, 20 waren nur noch bis auf 6200 Meter zu bringen. Dort wurden sie aber sofort bergkrank, unfähig zum Arbeiten und mußten wieder zurückgeschickt werden. Und ohne Träger waren die Sahibs ja völlig hilflos, denn es ist unmöglich für Europäer, in diesen Höhen schwer zu tragen. Ich hatte Lager V (5300 Meter) bezogen und sollte von dort den Nachschub nach Conway leiten. Die Träger streikten aber und erklärten, nicht mehr hinauf zu wollen. So blieb mir nichts anderes übrig, als zu sagen, ich würde allein gehn, und den Sahibs Nahrungsmittel bringen. Da schlug sofort die Stimmung um, und höchst vergnügt konnte ich mit 11 Trägern losziehen. 9 Stunden dauerte der Anstieg, die einzige Belustigung waren die mit der Höhe immer größer werdenden Gletscherspalten. Weitsprung ist sowieso nicht meine starke Seite, aber das dauernde Springen in 6000 Meter Höhe und bei größter Sonnenstrahlung



Prof. Dyhrenfurth und Frau auf dem Gipfel der Queen Mary (7430 m). (Phot. Ertl.)

Meine wichtigste Aufgabe bestand nun darin, die Träger bei guter Laune zu erhalten, aber der tägliche Kleinkrieg da oben war zermürbend. Hans Ertl und Bertl Höchtl arbeiteten fieberhaft, um den „Weg“ nach Camp 7, eine steile Eiswand, für Träger gangbar zu machen und mit festen Seilen zu versehen. Aber all ihre Arbeit wurde erschwert durch das mehr als zweifelhafte Wetter, es schneite täglich. Jeden Morgen stundenlange Verhandlungen, wer mit den Sahibs weiter nach Lager 7 geht, von den ganzen Kulis waren nur 6 mit viel Trinkgeld dazu zu bringen. Die meisten erklärten, frank zu sein, und es war sehr schwer für uns Laien, immer zu wissen, wer frank ist und wer nur simuliert. Ich hatte mir allmählich die Technik des Militärarztes angewöhnt: Aspirin, Rizinus, Opium, je nach der Art der Klagen. Leider war unser Arzt noch immer nicht recht wohl und mußte im Standlager bleiben, sodaß wir die Kulis täglich selbst verarzten mußten.

Am 1. August zogen mein Mann, Höchtl, Ertl und ich mit 3 Trägern nach Lager 7. Am 3. brachen wir zeitig in der Nacht auf, voran die beiden jungen Bergsteiger, die Spur machten, mein Mann und ich als zweite Seilpartie. Bis 7000 Meter kamen wir gut, dann wurde das Wetter schlecht, eisiger Wind peitschte uns den Schneestaub ins Gesicht und ich begann stark unter der Höhe zu leiden. Magenkampf, Herzbeschwerden und Atemnot. Die folgenden Stunden waren eine furchtbare Quälerei und Energieprobe; immer wieder sagte ich meinem armen Mann, daß ich bestimmt sterben würde, immer wieder tröstete er mich in seiner ruhigen Art. Endlich nach 9 Stunden der Gipfel der Queen Mary (7430 Meter), doch ich bin viel zu schwach, viel zu abgekämpft, um mich darüber zu freuen, bin nur wütend, als Ertl anfängt zu filmen und zu photographieren. Aber er meint, den Frauen-Weltrekord darf er als Kameramann sich doch nicht entgehen lassen. Viel später erst kommt es mir zum Bewußtsein: Ich hab's geschafft, und wie werden sich meine Kinder freuen! Denn eigentlich nur ihnen zuliebe hatte ich diese furchtbare Anstrengung auf mich genommen. Bei unserer ersten Expedition hatten sie es mir übel genommen, daß ich nicht einmal versucht hatte, den alten Frauenweltrekord (6932 m) zu brechen, und so hatte ich mir dieses Mal vorgenommen, es wenn irgend möglich zu versuchen. Aber selbst auf die Gefahr hin, alle meine Geschlechtsgenossinnen zu kränken, muß ich ehrlich sagen: Dieser Frauen-Weltrekord wäre ohne die drei Männer nie zustande gekommen. Die Aufgaben der Frau liegen eben auf anderen Gebieten.



Lager am Conway-Sattel (5500 m). (Phot. Dyhrenfurth.)

nahm ich wirklich übel. Ich war heilfroh, als ich endlich oben bei meinem Mann und den anderen Bergsteigern war.